

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 19. 1893.

Das Glück der Welt.

Roman von Hauns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Es war in der That ein einfacher Haus- halt, dem die Indianerin vorstand, aber die Speisen, welche sie Ceriso brachte, waren kräf- tig zubereitet und sie mundeten ihm nach den Entbehrungen der letzten Wochen gleich den köstlichsten Lasterbissen.

Erst am zweiten Tage erlaubte Atopilko, daß der Kranke sich erhebe, und erst jetzt fühlte Ceriso, wie Recht der Alte gehabt — nur auf seinen kräftigen Arm gestützt ver- mochte er sich bis vor die Thür des Hauses zu schlep- pen, so schwach war er noch immer. Nun erst, als er auf der kleinen Steinbank vor dem Thor saß, sah er auch, wo er war: das Haus lag in einer engen Steil- schlucht, die vom Titikata- see heraufführte, dessen un- endlicher Wasserspiegel sich tief unten im blauen Nebel dehnte. Das kleine Gebäude selbst mußte uralt sein, es hatte ganz die Form, welche Ceriso auch sonst schon an den Ruinen bemerkt hatte: die massigen, ohne Mörtel aus großen Quadern zu- sammengefügten Mauern und die eigenartig gestalte- ten Thüröffnungen. Be- sonders merkwürdig war nur, daß das Haus mehr in den Fels hineingebaut, als an denselben angelehnt schien; nur die Vorderwand und kleine Theile der Seiten hatten Menschenhände ge- schaffen, selbst das Dach war durch einen gewaltigen, überhängenden Felsblock gebildet, der so weit nach vorne ragte, daß er noch reichlich ein Meter über die Vorderwand vorprang und eine Art von Vordach bildete. Der Blick des In- genieurs sah sofort, daß das ganze Gebäude gleich-

sam in eine natürliche Höhle hineingefügt war.

Ceriso saß noch nicht lange neben dem schweigenden Alten vor der Thür, als Paccha die Schlucht leichten Schrittes herabkam. Mit wirklichem Entzücken blickte der junge Mann auf die anmuthsvollen Bewegungen des jungen Mädchens, das unbewußt im Gehen das ganze Ebenmaß ihrer geschmeidigen, biegsamen Ge- stalt zur Geltung brachte. Die Indianerin trug einen Strauß herrlicher Alpenblumen in der Hand und warf ihn, als sie an den beiden

Männern schnell vorüberschritt, lächelnd dem Gaste in den Schoß — ehe er noch ein Wort des Dankes sagen konnte, war sie im Hause verschwunden.

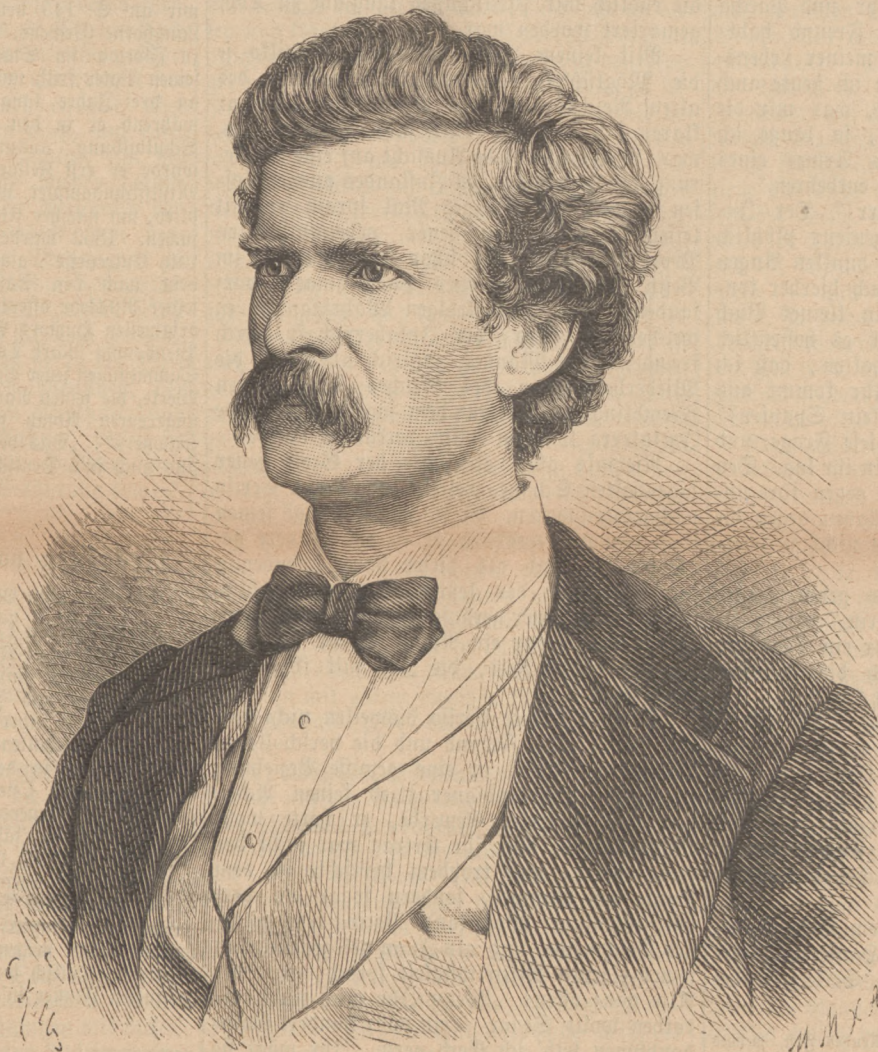
„Ihr seid ein glücklicher Mann, Tupac Atopilko,“ wandte Juan sich an seinen Wirth. „Nicht einem Jeden verschönt solch' eine Toch- ter die Tage des Alters.“

Der Indianer sah schwermüthig zu Boden. Erst nach geraumer Zeit antwortete er. „Ja, Señor, Paccha ist eine gute Tochter und der Trost meiner Greisenjahre, das ist schon wahr.

Aber ich wollte dennoch, sie wäre ein Knabe. Seht, mit mir stirbt mein Ge- schlecht aus, und kein Sohn vererbt meinen Namen auf die Zukunft, kein Sohn lebt den Hoffnungen meines Vol- kes. Wenn Ihr es noch nicht wißt,“ fuhr er dann fort, „so würde man es Euch dort drunten in euren Städten ja doch spottend erzählen, und darum brauche ich kein Hehl daraus zu machen: Ihr seid im Hause des Mannes, der sich allein noch ein Nachkomme Tupac Amaru's, des letzten Inka's, nennen darf — mein Groß- ohm war Jose Gunturcanqui, der große Kazike von Tungasuca.“*)

Atopilko hatte ruhig gesprochen, aber es lag in dem Tonfall seiner Rede gleichsam die Gewißheit, daß auch sein Gast über deren Inhalt lächeln oder höchstens aus Höflichkeit sein Lächeln unterdrücken würde. Er wußte ja, wie die Fremden über seine Herkunft dachten — was galt ihnen das edle Blut der einstigen Herrscher des Landes?

*) Gunturcanqui war der letzte direkte Nachkomme der Inkas, der noch einmal (1780) die Eingeborenen zum offenen Widerstand gegen die Spanier erregte. Am 16. Mai 1781 wurde er, nach schweren Kämp- fen besiegt, in Cuzco grausam hingerichtet.



Mark Twain (S. 2. Clemens). (S. 146)

Aber er wartete vergebens auf einen solchen Ausdruck auf Ceriso's ernstem Gesicht. Juan dachte an alles Andere eher, denn an Spott oder Zweifel. Sein Herz empfand nur wirkliches, inniges Mitgefühl bei den Worten des Alten; gleichviel ob der Mann an seiner Seite wirklich ein Enkel der stolzen Inka's war oder nicht, jedenfalls glaubte er doch fest an seine königliche Abkunft und litt für sie. War das nicht genug? Mit welchen Gefühlen mußte dieser arme Indianer auf die weiten Gebiete hinabblicken, die seine Väter einst beherrscht, auf das Volk, das sie groß und glücklich gemacht hatten und das jetzt so tief gedemüthigt, so sehr gesunken war, daß seine Wiedererhebung unmöglich erschien.

„Ihr seht zu schwarz, Tupac Atopilko,“ entgegnete er endlich. „Paccha wird heirathen, und Ihr werdet noch Enkel und Enkelsohne auf Euren Knien schaukeln können.“

Der Alte schüttelte das graue Haupt. „Nein, Señor, auch diese Hoffnung darf ich nicht hegen. Wen soll meine Tochter wählen? Ich lebe einsam, nur einmal im Jahre, zum großen Raymifest,*) kommt wohl eine Anzahl meiner Leute über die Berge, um mich zu begrüßen, aber auch unter ihnen ist Keiner, dem ich Paccha geben kann. Ich bin bei den frommen Vätern in der Mission zu Vitoc erzogen worden, habe dort viel von eurem Wissen und euren Gebräuchen gelernt und manches auf mein Kind übertragen. So sind wir äußerlich wohl Indianer und sind es doch nicht ganz: Paccha würde schlecht in die Hütte eines Mannes aus meinem Volke passen.“ Er stützte das Haupt in die nervige Faust und sah trübe zu Boden.

Juan legte seine Hand auf die Schulter des Alten. „Vertraut der Zukunft und denkt auch ein wenig daran, daß Ihr und Paccha einen aufrichtigen, dankbaren Freund habt: glaubt Ihr, daß ich jemals meiner Lebensretter vergessen könnte? Wenn ich heute auch arm bin und noch nicht weiß, was mir die nächste Zukunft bringen wird, so lange ich lebe, wird Eure Tochter des Armes eines Bruders, eines Freundes nicht entbehren.“

„Verzeiht eine Frage, Herr!“ Der Indianer fehrte dem jungen Ingenieur plötzlich das Gesicht voll zu, in seinen dunklen Augen leuchtete es auf. „Als wir Euch hierher trugen, fiel aus Eurer Tasche ein kleines Buch — ein Paß, und Ihr werdet es hoffentlich nicht für unbefugte Neugier halten, daß ich hineinklickte. So sah ich, Ihr kommt aus Deutschland. Ihr seid also kein Spanier?“

Sie klang fast angstvoll, diese Frage, und Ceriso fühlte recht wohl, was in ihr lag. Den alten Haß der Unterdrückten gegen ihre unarmherzigen Befieger, der Sklaven gegen die Herren haben die Jahrhunderte nicht zu überwinden vermocht.

„Ich bin zwar in Spanien geboren und meine Mutter war eine Spanierin,“ entgegnete Juan. „Aber mein Vater war ein Deutscher und in Deutschland habe ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht.“

Der Greis nickte befriedigt. „Ich würde zwar einem Spanier, wenn er elend und hilflos ist, meinen Arm und mein Haus auch nicht versagen, aber es freut mich doch, daß Ihr ein Deutscher seid, Señor. Erzählt mir, ich bitte Euch, von der Heimath Eures Vaters, ich habe viel Gutes und Schönes darüber gehört.“

Während Ceriso lächelnd dem Wunsch entsprach, kam Paccha aus dem Hause und setzte sich zutraulich dicht an seine Seite. Unbe-

fangen zog sie ihm den Strauß aus der Hand, und als er ihr neckend wehren wollte, berührten sich ihre Finger. Sie zuckte leise zusammen, als er einen Augenblick ihre Rechte mit der seinen umspannte, und auch ihn erfüllte plötzlich ein eigenartiges Gefühl — ihre Blicke kreuzten sich, und er meinte in den Augen des Mädchens einen Schimmer herzlicher Zuneigung zu lesen. Aber gleich darauf lächelte Paccha wieder und begann aus den Blüthen einen zierlichen Kranz zu flechten, mit dem sie Ceriso's Hut schmückte.

Die Tage verrannen. Juan war längst völlig hergestellt, aber er vermochte es noch immer nicht, sich zu trennen, und Atopilko sah augenscheinlich gern, daß er noch länger blieb. Der Alte hatte eine wirkliche Zuneigung zu dem jungen Ingenieur gefaßt. Er saß oft stundenlang mit ihm an irgend einem sonnigen Berghang, ließ sich von Europa erzählen und freute sich, wenn er auch seinerseits einen aufmerksamen Zuhörer an Jenem fand. So verschlossen die Vollblutindianer sonst fast stets sind, Atopilko machte Ceriso gegenüber eine Ausnahme, er plauderte stundenlang von den aus Sage und Geschichte gewobenen Ueberlieferungen aus der glänzenden Inkazeit, die sich immer noch von Generation zu Generation unter den Eingeborenen fortpflanzen. Dann kam er auf die Zeit der Unterjochung zu sprechen: mit stillem Zorne gedachte er des unglücklichen Inka's Atualpa, den Pizarro hinterlistig gefangen nahm und ermorden ließ, blühenden Auges berichtete er von dem heldenmüthigen Widerstand des Inka's Manco, und unter Thränen erzählte er dann schließlich jene grauenvolle Folterung der Lieblingsfrau des letzten Herrschers, deren Rücken von den Spaniern mit Ruthen zerrissen, und die endlich mit Pfeilschüssen langsam zu Tode gemartert worden war.

Mit keinem Wort erwähnte Atopilko je die Möglichkeit einer Wiederherstellung des alten Reiches; für den Greis, der offenbar klarer sah, als die Mehrzahl seines Volkes, war, so schien es, jede Aussicht auf eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes ausgeschlossen — nur ein einziges Mal sprach er mit leisem Lächeln von jener geheimnißvollen Prophezeiung, welche schon die Spanier im Besitz der Tempeldiener Pachacamac's vorfanden, jener merkwürdigen Wahrsagung, in welcher der Sturz der Inkaherrschaft durch fremde, weiße Männer, zugleich aber auch die Wiederherstellung des Reiches durch einen Fremdling, welcher aus dem sagenhaften Lande Inlaterra kommen sollte, verkündet wurde.

Niemals aber erwähnte der Greis jener sagenhaften Schätze, welchen Aaja und Ceriso nachgezogen waren. Er fragte allerdings seinen Gast einmal, weshalb er in das Innere gegangen sei, und als dieser dann offenerzig die Abenteuer der letzten Wochen erzählte, lachte er in seiner geräuschlosen Art und sagte: „Euer Aaja war ein Narr, Señor. Schade um die schöne Zeit, die Ihr mit ihm verloren habt.“

Dennoch konnte Ceriso bisweilen nicht umhin, seinen alten Freund und die verschlossenen Mienen der Inka's in eine gewisse Beziehung zu setzen. Der Indianer trieb keinen Ackerbau und keinerlei Gewerbe, er hatte wohl einige Lamas, aber ihr Ertrag war nicht der Rede werth, und trotzdem herrschte in dem Hause kein Mangel, sondern sogar ein verhältnißmäßiger Wohlstand. Paccha trug goldenes Geschmeide, und als Juan gelegentlich von seiner eigenen Mittellosigkeit sprach, sagte der Alte ganz offen: „Wenn Ihr mich nicht ver-rathen wollt, Señor — ein paar hundert Gold-doublonen leih' ich Euch gern. Ihr mögt sie mir zurückzahlen, wenn Ihr zu Gelde kommt.“

Juan freilich war kaum noch sonderlich in der Stimmung, all' die einzelnen Fingerzeige, die er vielleicht aus den Neuperlingen des Alten hätte ziehen können, sorgsam zu Folgerungen zusammenzufügen. Von Tag zu Tag wuchs das Interesse, welches die Tochter des Hauses ihm einflößte, mehr und mehr wandelte sich das Gefühl inniger Dankbarkeit, welches er dem schönen Mädchen gegenüber empfand, zur herzlichen und aufrichtigen Zuneigung um. Es war keine himmelstürmende Leidenschaft, es war eine innige Zuneigung; und welcher Mann hätte an seiner Stelle auch der mädchenhaft naiven Hingebung widerstanden, die das reizende Naturkind ihm offenkundig entgegenbrachte? Paccha war unerschöpflich, ihm immer in neuer Weise zu zeigen, daß sie ihn liebe. Für ihn allein griff sie am Abend zur Jaina,*) um eine der schwermüthigen Melodien ihres Volkes vorzutragen, für ihn allein sang sie im Mondenschein die getragenen Lieblingslieder der sanften Quichua'sprache, in der einst die Gefänge der Sonnenungrauen zum Heil ihrer königlichen Herren erklangen. Das ganze Wesen des Mädchens war erfüllt von einer bezaubernden Lebenswürdigkeit, die um so unwiderstehlicher wirken mußte, weil sie sich völlig unschuldig und gänzlich ungesucht gab.

(Fortsetzung folgt.)

Mark Twain (S. L. Clemens).

(Mit Porträt auf Seite 145.)

Die neuere amerikanische Literatur hat verschiedene eigenartige humoristische Erzähler aufzuweisen, von denen bei uns wohl am meisten Mark Twain bekannt geworden ist. Es ist dies übrigens nur sein Schriftstellernamen, denn dieser Autor, dessen Porträt wir auf S. 145 bringen, heißt eigentlich Samuel Langhorne Clemens. Er ist am 30. November 1835 zu Florida im Staate Missouri geboren, verlor seinen Vater früh und mußte von seinem 14. Jahre an drei Jahre lang als Schriftsetzer thätig sein, während er in den Mußestunden die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen bemüht war. Dann wurde er erst Kellner und später Vootje auf einem Mississippi-Dampfer, was er bis zu seinem 24. Jahre blieb, um nachher sein Glück als Goldsucher zu versuchen. 1862 wurde er Redakteur der „Virginia-City-Enterprise“, ging später als Zeitungs-korrespondent nach den Sandwichsinseln und hielt nach seiner Rückkehr öffentliche Vorträge, die wegen ihres originellen Humors Aufsehen erregten. Unter dem Pseudonym Mark Twain erschienen seither von ihm Sammlungen jener Vorträge und andere humoristische Werke, die seinen Namen rasch berühmt machten und ungeheuren Abjaß fanden. „Die Abenteuer Tom Sawy's“, „Das vergoldete Zeitalter“ und andere sind auch in's Deutsche übertragen worden.

Freilassung von Vögeln auf Capri.

(Mit Bild auf Seite 148.)

Alljährlich am Ostersonntag sieht man auf der Insel Capri viele Kinder zur Kirche gehen, indem einige, wie auf unserem Bilde S. 148 zu sehen, mit Bändern und Zuckerwerk geschmückte Olivenzweige, andere aber auf der Hand einen durch ein Bändchen festgehaltenen Vogel tragen. Die Olivenzweige werden in der Kirche geweiht, wie bei uns die sogenannten Osterpalmen, ganz eigenartig dagegen ist ein fernerer Brauch. Unter den brausenden Orgelklängen fällt nämlich mit dem Schlage Zwölf ein Vorhang nieder, der bisher das Bild des dem Grabe entliegenden Erlösers verbarg. In demselben Augenblick lassen aber auch alle Kinder, welche Vögel tragen, diese frei. Zehn, zwanzig, ja hundert Vögel steigen oft gleichzeitig empor, flattern oben erst unglücklich hin und her, um dann durch die geöffneten Fenster in's Freie zu fliegen.

*) Ein in den Monat Dezember fallendes Fest, welches aus der Inkazeit stammt und das noch jetzt von den Indianern allgemein begangen wird.

*) Indianische Flöte aus Schilfrohr.

Auf der Bahn und im Gasthose.

Winke für Reisende aller Stände.

Von A. O. Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl heutzutage wenige Menschen, die nicht im Laufe eines Jahres oder mehrerer Jahre einmal eine Reise machen, und längst vorüber sind die Zeiten, wo Leute, die bis zur nächsten großen Stadt reisten, ihr Testament machten. Die Vermehrung und das Billigerwerden unserer Verkehrsmittel hat das Reisen so verallgemeinert, daß eine große Menge Menschen, die früher nicht daran gedacht hätten, sich von Hause fortzubehalten, nicht nur aus geschäftlichen Rücksichten, sondern auch zu Zwecken der Erholung, des verwandtschaftlichen Besuchs, des Vergnügens Reisen unternehmen.

Selbstverständlich hat sich aber auch das Gaunerthum dieses Umstandes bemächtigt, und wer heute „eine Reise thut“, kommt leicht in Gefahr, Schädigungen zu erleiden, denen die am wenigsten geübten Reisenden natürlich am meisten ausgesetzt sind. Es dürften daher den Leser die folgenden Zeilen interessieren, auch dann, wenn er ein gewandter Reisender ist, denn man lernt bekanntlich niemals aus, und selbst Reisende, die jahrelang geschäftlich unterwegs sind, werden in den nachfolgenden Zeilen von Dingen erfahren, die ihnen vorher gewiß ganz unbekannt waren.

Bevor man eine Reise antritt, erkundige man sich schon in der Heimath genau nach der Abfahrtszeit der Züge, nach den Reiseverbindungen, nach den Gasthöfen u. s. w., um unterwegs sich nicht an fremde Leute wenden zu mühen, die aus solchen Fragen sofort ersehen, daß sie einen Fremden vor sich haben, an Leute, die manchmal Gauner sind und sofort beschließen, den Fremden zu rupfen, wenn er sich um Auskunft an sie wendet. Wer besonders eine größere Reise antritt, sollte vollständig unterrichtet sein über den Weg, den er zu nehmen hat, über alle Dinge, die er beobachten muß, um rasch und sicher an sein Ziel zu kommen, um sich dort bequem aufzuhalten und wieder zurückzukehren. Und doch wird diese Reifregel von den meisten Reisenden, besonders von denjenigen, die zum Zwecke des Vergnügens in der Welt herumfahren, vollständig vernachlässigt. Ohne alle Informationen, zumeist selbst ohne Reisebuch, aus dem man sich doch gewöhnlich Rathsch erhalten kann, fahren sie in der Welt herum, wenden sich an jeden Menschen, der ihnen in den Weg kommt, um Auskunft, und sind eine leichte Beute der Gauner, denen sie begegnen, und die Zahl der Gauner, mit denen man auf der Reise in Berührung kommt, ist viel größer, als man ahnt. Einzelne Spezialisten, wie Falschspieler, Taschendiebe und Betrüger, befinden sich das ganze Jahr auf Reisen, weil sie nur auf diese Art und Weise ihre Verbrechen verüben können.

Wer eine Reise antritt, lasse Werthgegenstände, insbesondere Schmucksachen, zu Hause. Allerdings sind besonders Frauen schwer davon zu überzeugen, daß es auf der Reise ganz unnütz ist, mit goldenen Ketten, Broschen und Armbändern zu prangen, sie vergessen ganz und gar, daß sie dadurch direkt die Taschendiebe herausfordern, sie zu berauben, und einen ganzen Band könnte man nur mit den Kniffen der Taschendiebe füllen, welche es verstehen, insbesondere beim Gedränge auf den Bahnhöfen, Frauen nicht nur Ketten und Broschen, sondern selbst die Armbänder abzustreifen, wenn dieselben auch mit sogenannten Sicherheitsketten versehen sind. Den Taschendiebstahl direkt herausfordernd ist auch das Prangen mit dicken goldenen Uhrketten, mit kostbaren Busennadeln, Manschettenknöpfen u. s. w. Seitens mancher

Herren. Am besten trägt man auf Reisen eine einfache silberne Uhr, die gut geht, und eine einfache Nickelfette oder eine Seidenschmucksachen aber gar nicht. Natürlich muß man dafür sorgen, daß die Schmucksachen und Werthgegenstände, die man zu Hause zurückläßt, in guter Verwahrung sind.

Für Reisende nun, die mit der Eisenbahn fahren, sei mitgetheilt, daß der gefährlichste Ort für sie der Fahrkartenschalter, der nächstgefährliche der Bahnsteig und der drittgefährliche die Wagenabtheilung selbst ist, in der sie fahren, und zwar ist diese Einteilung nach Gefährlichkeitsklassen lediglich den kriminalistischen Erfahrungen entsprechend.

Die meisten Taschendiebstähle werden am Fahrkartenschalter ausgeführt. Besonders ungelübte Reisende gerathen in eine gewisse Aufregung, wenn sie am Schalter ihre Fahrkarte lösen, in dem oft großen Gedränge achten sie weniger auf sich, und es fällt den Taschendieben sehr leicht, sie aller Werthstücke zu berauben, während ein solcher unerfahrener Reisender sich mit dem Schalterbeamten auseinandersetzt oder die Zahlung leistet. Wer eine Geldtasche oder eine Brieftasche mit Banknoten bei sich trägt, wer Juwelen oder Goldsachen an sich hat, der thut viel besser, einen Gepäckträger oder den Portier mit dem Lösen der Fahrkarte zu beauftragen, als daß er sich selbst in das Gedränge am Schalter stürzt.

Auch Betrüger suchen den Schalter auf, um dort ihr Gewerbe zu betreiben. Es drängt sich z. B. unmittelbar ein Mann an den Reisenden heran, der mit ihm zusammen eine Fahrkarte fordert; er will seine Geldtasche herausziehen und bemerkt dabei, daß er bestohlen ist. Betrüb ist er vom Schalter hinweg. Der Reisende war Zeuge seines Schreckens, und deshalb wendet der Gauner sich jetzt an diesen und klagt ihm sein Leid. Dabei zieht er einen anscheinend schwergoldenen Siegelring vom Finger und bittet, ihm darauf einige Thaler zu leihen, da er sich in der größten Verlegenheit befindet und nicht wisse, wie er nach Hause kommen solle. Der Mann spricht so liebenswürdig, dabei so ängstlich und aufgeregt, daß die meisten Reisenden sich verführen lassen, für den Ring, der sehr gediegen und kostbar aussieht, einige Thaler zu borgen. Zu spät erfahren sie, daß dieser Ring aus Messing mit schwacher Vergoldung besteht und kaum eine Mark werth ist.

Ebenso gefährlich wie der Schalterraum ist auch der Raum, in dem das Gepäck aufgegeben wird. Während dort der Fahrgast seine ganze Aufmerksamkeit auf das Wiegen des Gepäcks und auf die Ausstellung des Gepäckscheins richtet, vergißt er zumeist, daran zu denken, daß in dem Gedränge Taschendiebe sich befinden können, und deshalb glückt es diesen so leicht, auch hier an dieser Stelle Diebstähle zu verüben. Manche Taschendiebe oder deren Genossen beobachten am Schalter, ob der Reisende ein wohlgefülltes Portemonnaie oder eine Brieftasche hat, merken sich, in welche Tasche er es steckt, und eilen ihm dann in den Gepäckraum nach, um mit einem einzigen kühnen Griff das Portemonnaie oder die Brieftasche zu entwenden.

Bei wichtigen Eisenbahnzügen und starkem Verkehr auf den Bahnsteigen haben die Taschendiebe ebenfalls gewonnenes Spiel. Bekanntlich arbeiten dieselben ja nie allein. Einer „deckt“ oder „macht die Wand“, ein Anderer führt den Diebstahl mit blitzartiger Geschwindigkeit aus. Am meisten kultivirt aber bei der Ankunft und Abfahrt von Zügen wird „Karambolagediebstahl“, dessen Praxis eine höchst einfache ist. Ein Genosse des Diebes rempelt den zu Bestehlenden — in der Gaunersprache heißt er der „Freier“ — so an, daß er fast zu Falle kommt, zum Mindesten aber in Verwirrung

geräth und nicht auf sich und seine Umgebung achtet. Der Anrempler eilt dann weiter, nachdem er einige Worte der Entschuldigung hervorgestoßen hat. Dem „Freier“ erscheint dieses Anrempleln ganz natürlich, denn auf dem Bahnsteige herrscht großes Gedränge, in dem Augenblicke aber, in dem der „Freier“ angerempelt wurde und nicht auf sich achtete, wurde an ihm bereits der Taschendiebstahl verübt. Mit einem einzigen kühnen Griff hat der Genosse des Anremplers in die Westentasche des „Freiers“ gegriffen, dessen goldene Uhr hervorgezogen und durch einen geschickten Druck den oberen Bügel der Uhr so zusammengepreßt, daß er aus dem Zapfen sprang und an der Kette hängen blieb, während die goldene Uhr in die Hand des Gauners fiel. Ebenso wird dem „Freier“ das Portemonnaie, ja selbst aus dem zugeknöpften Ueberrock die Brieftasche gestohlen, indem der Gauner mit einem taschenpielerartig geschickten Schnitt die Tasche der Länge nach aufschneidet.

Manche Reisende haben die unglaublich kindische Unwissenheit, ihr Geld des Oesteren zu zählen, insbesondere wenn sie größere Summen bei sich tragen. Sie setzen sich dann in einen Winkel des Wartesaales nieder, ziehen ihre Brieftasche oder ihr Notizbuch hervor, zählen sorgfältig die Scheine durch und sehen nach, ob ihnen auch nicht etwas fehlt. Dann stecken sie höchst befriedigt ihr Geld wieder in die Tasche und knöpfen diese sorgfältig zu. Der lauernde Taschendieb aber hat dieses Manöver selbstverständlich beobachtet und braucht jetzt nicht erst auszukundschaften, wo der „Freier“ sein Geld trägt; wenige Minuten später hat er sich mit einem kühnen Griff des soeben durchzählten Geldes bemächtigt.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir den Leser darauf aufmerksam machen, daß es einen, wenn auch geringen Schutz gegen den Diebstahl von Brieftaschen gibt, in denen man Kassenscheine aufbewahrt. Man stecke solche Behälter in die inwendige Tasche der Weste, die jeder Schneider auf Wunsch innerhalb des Westenfutters anzubringen pflegt, umbinde die Brieftasche kreuzweise mit einer starken Schnur und ziehe das Ende dieser Schnur durch ein Knopfloch der Weste, wo man es befestigt. Schneidet dann der Taschendieb selbst die Tasche durch — und oft schneidet er selbst durch Ueberrock und Weste — und will das Portemonnaie herausziehen, so findet er Widerstand, und auch der „Freier“ bemerkt an dem Zupfen, daß man ihn bestehlen will, wenn er nicht gerade sehr unachtsam ist oder sich durch einen Genossen des Gauners nicht allzu sehr in Anspruch nehmen läßt.

Auch während des Aufenthalts auf dem Bahnsteige oder in den Wartesälen hüte man sich vor Leuten, die sich an die Reisenden herandrängen, um denselben Gefälligkeiten zu erweisen. Da gibt es insbesondere auf Grenzstationen Leute, die sich erbieten, den Reisenden fremdes Geld umzuwechseln, und die natürlich nur die Absicht haben, dem Unerfahrenen falsches Geld in die Hand zu spielen. Mit solchen Leuten lasse man sich auf keinen Fall ein; ist man genöthigt, auf dem Bahnhofe selbst Geld umzuwechseln, so geschieht dies am besten beim Restaurateur, bei dem man auch versichert sein kann, nicht mit dem Kurs des Geldes über's Ohr gehauen zu werden.

Ebenjowenig kaufe man auf dem Bahnsteige oder im Wagen von fremden Leuten Fahrkarten zur Weiterfahrt oder zu Ausflügen auf Seitenlinien, da man stets annehmen kann, mit abgelaufenen oder abgefahrenen Karten betrogen zu werden. Leider lassen sich eine Menge Menschen zum Ankauf solcher Fahrkarten verführen, wenn ihnen der Gauner vorspiegelt, daß sie dieselben zufällig billig bei ihm kaufen könnten, da er gezwungen wäre, die Reise zu unterbrechen oder eine andere Route einzuschlagen.

Im Wagen verhalte man sich höflich gegen die Mitreisenden, aber gleichzeitig gemessen und zurückhaltend. Es gibt eine Menge Menschen, die nicht im Mindesten verstehen, Zurückhaltung zu üben. Kaum steigen sie ein, so thun sie, als seien sie in einen Kreis lieber Verwandten und Freunde gekommen, sie sind offenherzig und geschwätzig, ohne zu ahnen, daß sie manchmal Gaunern dabei direkt in die Hände arbeiten.

Da steigt z. B. ein biederer Mann in den Wagen ein und erzählt sofort den Inzassen, wie er heiße, wer er sei, daß er nach langer Zeit eine Vergnügungsreise mache, daß er von da oder dort her komme, nach da oder dort hinzureisen gedenke, daß seine liebe Frau mit Vornamen so und so heiße, unterdeß zu Hause das Geschäft führe u. s. w. Auf der nächsten Station steigt einer der Gauner, die in der Abtheilung mit ihm zusammen saßen und sich die Auskünfte des thörichten Mannes genau gemerkt haben, aus und gibt an die zu Hause geliebene Frau eine Depesche auf, worin er dringend um telegraphische Uebersendung von Geld bittet, da ihm ein Unglück passiert sei. Dann geht der Gauner in den nächsten Gasthof, meldet sich unter dem Namen des Mannes an, den er zu betrügen gedenkt, und in den meisten Fällen glückt es ihm, das erbetene Geld wirklich zu erhalten, wenn man auch in Deutschland jetzt sehr vorsichtig mit der Aushändigung solcher telegraphisch übermittelten Gelder ist.

Wer aber seine ganzen Familien- und Geschäftsgeheimnisse mit thörichter Geschwätzigkeit seinen Mitreisenden erzählt, hat zu erwarten, daß auch noch andere Schwindelereien gegen ihn verübt werden.

Er hat zu gewärtigen, daß in seiner Abwesenheit Mitreisende, auf die er gar nicht geachtet hat, sich nach seiner Heimath begeben, sich von den anwesenden Familienmitgliedern Zahlungen leisten lassen, oder sich, indem sie Grüße überbringen, Eintritt in die Wohnung verschaffen, um Gelegenheitsdiebstähle oder andere Gaunereien zu verüben.

Selbst das unvorsichtige Aushändigen von Visitenkarten auf der Reise ist nicht gefahrlos. Manche Reisende haben eine wahre Wuth, allen Mitreisenden ihre Visitenkarte zu überreichen, nicht daran denkend, daß mit solcher

Visitenkarte ein gewandter Gauner großen Unfug verüben kann, indem er, fußend auf die Auskünfte, die ihm der thörichte Reisende selber gegeben hat, dieselbe als Empfehlungskarte benützt und womöglich noch mit gefälschten Aufschriften versehen.

Sieht man mit einem Reisenden allein, den man nicht kennt, so schlafe man nicht, besonders nicht, wenn man einen festen Schlaf hat. Es ist schon vorgekommen, daß Schläfer vollständig ausgeplündert wurden. Es gibt auch Eisen-

keine Schätze. Dann schließ er ein, und als er erwachte, war der Mitreisende mit seinem Kofferchen verschwunden. Vielleicht war der Mitreisende nicht einmal ein gewerbsmäßiger Dieb, sondern nur ein schwacher Charakter, der sich durch die günstige Gelegenheit zum Diebstahl und durch das thörichte Gebahren des Juweliers zum Verbrechen verleiten ließ. Hat der Reisende Gold- und Schmucksachen oder Werthpapiere bei sich, so vermeide er es, dieselben in die Gepäckstücke zu legen, welche im Packwagen als Freigeпад befördert werden. Auf den deutschen Bahnen kommen allerdings Veruntreuungen von Gepäckstücken selten vor, auf italienischen und russischen Bahnen aber gibt es unter dem Zugpersonal sogenannte „schwarze Bänder“, welche während der Fahrt sämtliche Gepäckstücke mit Nachschlüssel, oft auch mit Anwendung von Gewalt öffnen und durchwählen und natürlich alle Werthgegenstände daraus entnehmen. Solche Werthstücke trägt man am besten in einer kleinen Reisetasche, die man um den Hals hängen kann, oder in einem Handkoffer, den man mit in den Wagen nehmen kann, bei sich.

Man hüte sich auch, mit fremden Leuten aus einer Flasche zu trinken. Es ist ja meistens nichts als Liebenswürdigkeit dahinter, wenn ein Reisender seine Flasche hervorzieht und einen Schluck daraus den Mitreisenden anbietet, manchmal sind solche lebenswürdige Menschen aber auch Gauner, die Wein oder Liqueur mit narkotischen Mitteln bei sich führen und dieselben den Mitreisenden zu trinken geben, damit sie einschlafen und dann von den Gaunern ohne Weiteres ausgeplündert werden können.

Ebenso hüte man sich durchaus, sich mit Fremden auf der Reise in ein Spiel einzulassen. Das in Deutschland epidemisch gewordene Statspiel findet man ja selbst im Eisenbahnwagen. Kaum ist die Fahrt im Gange, so finden sich Leute zusammen, die ein Tuch über ihre Kniee breiten und anfangen, Stat zu „dreschen“. Ein solches Spiel ist ja unterhaltend und nicht gefährlich, wenn man mit Freunden und Bekannten spielt; reisende Gauner aber und Falschspieler beginnen gar zu gern eine solche Statparthie, um dann nach einiger Zeit zum Hazard überzugehen und dabei mit



Freilassung von Vögeln auf Capri. (S. 146)

bahngauner, welche schlafenden Reisenden mit Chloroform getränkte Tücher unter die Nase halten, so daß diese auf einige Stunden vollständig bewußtlos werden. Ein eklatanter Fall dieser Art kam vor einigen Jahren auf einer österreichischen Bahn vor. Ein Juwelier fuhr von Wien mit einer Auswahl von Schmuckstücken nach Budapest, um dieselben dort einem reichen ungarischen Edelmann vorzulegen. Er trug die Gegenstände in einem kleinen Kofferchen bei sich, kam unterwegs mit einem Mitreisenden in's Gespräch, erzählte von seinem Geschäft und zeigte schließlich triumphirend

Humoristisches: Sechs Variationen zu dem Thema aus Schiller's „Taugher“: Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt.

Von A. v. Fischern.



allen Kräften den ehrlichen Mitreisenden zu betrügen. —

Man sei, wie bereits erwähnt, auf Reisen höflich, aber zurückhaltend, knüpfe nicht ohne Weiteres Bekanntschaften an, erzähle nichts von seinen Verhältnissen, verbreite sich auch nicht allzu sehr über den Reiseplan u. s. w. und weise alle Leute, die sich auffallend herandrängen, oder die allzu neugierige Fragen stellen, höflich, aber energisch ab. Insbesondere auf überseeischen Dampfern hat man sich vor der Anknüpfung von Bekanntschaften zu hüten. Dort ist man auch am meisten in Gefahr, in die Gesellschaft von Falschspielern und Schwindlern zu gerathen, da notorisch auf jedem Dampfer Falschspieler zwischen Amerika und Europa hin und her reisen, um auf der Fahrt ihr Geschäftchen zu machen. Aus Langeweile läßt sich mancher Reisende leicht zum Spiele verleiten, und die Gauner, welche zu Zweien oder Dreien die Fahrt machen, pflegen dann nicht nur die Reisekosten, sondern überdies noch bedeutende Summen herauszuschlagen, wenn erst unter den Passagieren eine gewisse Spielwuth eingerissen ist.

Noch auf eine Thorheit sei aufmerksam gemacht, welche leichtsinniger Weise von vielen Reisenden begangen wird, ohne daß sie daran denken, wie sehr sie sich selbst schädigen: es ist dies das Verhalten im Gasthose, insbesondere das Schlafen bei unvergeschlossener Thür.

Die einfachste Regel der Klugheit sollte es doch den Leuten sagen, daß man in einem fremden Orte nicht schläft, ohne wenigstens die Thür zu verschließen. In den großen Gasthöfen halten sich meist Gauner auf, der Wirth kann nicht selbst vor der Thür jedes Gastes Posten stehen, und bei geöffneter Thür schlafen heißt gerabzu die Gauner verleiten, Diebstähle zu begehen.

Die Nachtgauner logiren sich in den Gasthöfen ein, und wenn gegen zwei oder drei Uhr Nachts Stille eingetreten ist und Alles fest schläft, schleichen sie in dunkler Kleidung durch die matt oder gar nicht erleuchteten Gänge, klinken leise an den Thüren, und wo sie eine Thür offen finden, gehen sie hinein, um zumeist mit Glück von den Nachttischen der Schlafenden Uhr, Portemonnaie, Schmuckfachen, Werthstücke u. s. w. zu stehlen. Gewiß erinnert sich der Leser noch der großen Gerichtsverhandlung, welche vor einiger Zeit in Berlin gegen den „schwarzen Mann vom Kaiserhof“ stattfand, einen internationalen Schwindler, der sich in großen Hotels einlogirte, Nachts, in ein langes schwarzseidenes Gewand gehüllt, in alle Zimmer ging, die nicht verschlossen waren, und außerordentlich große Beute machte.

Am Morgen treten in den Gasthöfen die „Kittenschieber“ auf, gewerbmäßige Diebe, welche ebenfalls von Zimmer zu Zimmer gehen. Wo die Thür nicht verschlossen ist, treten sie ein, verbeugen sich immerfort gegen das Bett, winken mit der Hand und murmeln ein „Guten Morgen“; dabei sehen sie sich im Zimmer um, wo Werthfachen liegen, schleichen bis an das Bett, bemächtigen sich der Kleidungsstücke des Schlafenden, ziehen aus denselben Geld, Uhr, Brieftasche und Schmuckfachen heraus und verschwinden dann wieder. Erwacht der Schlafende und fragt erstaunt den Fremden, was dieser wolle, so erklärt dieser, er sei Hausknecht und hole die Kleider zum Reinigen, und zumeist behigt sich dabei der Schläfer und läßt sich ruhig bestehlen. Dieser Gefahr wäre er aus dem Wege gegangen, wenn er die Thür verschlossen hätte.

Mögen diese kurzen Andeutungen genügen, den Reisenden auf die ihm drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. Mengt ichheit ist natürlich ebensowenig am Platze, wie übertriebene Sorglosigkeit diese Zeiten sollen den Reisenden nur ermahnen, die Vorsicht nie außer Acht zu

lassen und dem Sprichwort zu folgen, welches besagt: „Besser bewahrt, als beklagt.“

Die gestrengen Herren.

Meteorologische Skizze von Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Schon von Alters her hat man den Kälterückfällen im Mai, dem sogenannten Nachwinter, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, viel mehr als der verhältnißmäßig weit größeren Temperaturerniedrigung, welche um Mitte Juni stattzufinden pflegt. Dies hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Kälterückfälle im Mai für die in der ersten Entwicklung befindliche Vegetation, zumal wenn diese vorher durch eine warme Zeitepoche gefördert wurde, höchst verderblich sind, während dagegen die Rückfälle im Juni fast stets über dem Gefrierpunkte sich vollziehen und weit seltener für die Pflanzenwelt schlimme Folgen haben. Ganz besonders aber sind es die Tage zu Anfang der zweiten Dekade des Mai, denen der Landmann mit banger Sorge entgegensteht, und welche der Volksmund im Norden an die „Eisheiligen“ oder „gestrengen Herren“ Mamertus, Pancratius und Servatius, im Süden an Pancratius, Servatius und Bonifazius geknüpft hat. Mamertus fällt auf den 11., Pancratius auf den 12., Servatius auf den 13. Mai, und auf den 14. Mai fällt der Gedächtnistag des römischen Märtyrers Bonifazius, der nicht mit Winfrid-Bonifazius, dem Apostel Deutschlands, dessen Gedächtnistag am 5. Juni begangen wird, verwechselt werden darf.

In allen europäischen Ländern fast findet man Volksprüche, welche auf die erfahrungsmäßige Thatsache eines Nachwinters um Mitte Mai hinweisen. Ein französisches Sprichwort sagt: *A la mi-mai queue d'hiver* (um Maimitte — Winterschleppe). Die Landleute in Oberitalien bezeichnen diesen Nachwinter als *l'inverno dei cavalieri* (den Seidenwürmerwinter). In der Pfalz sagt man: Pancrat, Servaz und Bonifaz sind drei Gismänner. Und in der Eifel heißt es: „Wer seine Schafe scheeret vor Servaz, dem ist die Woll' lieber als das Schaf.“ In thüringischen Saalthale, namentlich in der Gegend von Raumburg, werden die drei Tage vom 12. bis 14. Mai die „Weindiebe“ genannt. Die Tschechen haben aus den Anfangstagen dieser drei Heiligen, welche sie ebenfalls die „Eismänner“ nennen, einen besonderen Herrn, den „Pan Serboni“ geschaffen, dem sie nachsagen: „Pan Serboni verbrennt die Bäume, weil man bei seiner Ankunft heizen muß.“ In Frankreich sind diese drei Tage unter der Bezeichnung *les trois saints de glace* (die drei Eisheiligen) bekannt. Die Russen glauben, daß mit dem 14. Mai die Nordwinde aufhören, weshalb sie sprechen: „Ist Isidor vorbei, sind die Nordwinde vorbei.“

Diese drei gestrengen Herren sind, wie leicht begreiflich, das Schreckensgespenst des Landmannes und Weinbauers. Mit kummervoller Miene wartet er, bis diese drei gefährlichen Tage vorbei sind, und sieht lieber den Himmel umwölkt oder das Thal voll Regen, als jene sternhellen oder kalten Nächte, welche seine Jahreshoffnung mit dem verderblichen Reife umspielen. Besonders im Süden der Alpenländer, wo die Nebenhügel um diese Zeit in voller Pracht stehen, sind diese „drei Azi“ für den Landmann ein Gegenstand der größt-n Sorge und Aufmerksamkeit. Nacht für Nacht wird gewacht und gespäht, ob nicht die schützende Wolkenhülle plötzlich aufreißt und Frost eintritt. Ist dies der Fall, so ist der Landmann auf den ersten Alarmruf aus den Federn, um dem grimmigen Blütenfeinde zu begegnen. In Steiermark wird die Gefahr durch Schießen

angezeigt, in Südtirol und an anderen Orten durch Geläute von den Thürmen.

Wenn die hundert Centner schwere Glocke von St. Paul auf dem südlichen Mittelgebirge von Bozen ihren weithin hörbaren Warnungsruf durch die Nacht sendet, dann beginnt in den gesegneten Weingeländen von Kaltern und Eppan und im Thale von Bozen ein reges Leben. Es geht das „Rauchmachen“ an. Hierzu dienen die Abfälle der Reben, die man vom letzten Herbst und Winter vom „Rebschneiden“ her hat, sowie das alte Wurzelwerk derselben. Diese bereits vorbereiteten Bündel, sogenannte „Rebschab“, werden entzündet, damit der dicke Rauch, der sich aus diesem schlechten Brennmaterial entwickelt, über die Nebenhügel hinstriche und die Pflanzen schütze. In Meran macht man sogenannte Schwelhaufen, das ist grünes Holz, das man in Brand legt und durch darauf geschüttete Erde noch langsamer zum Verbrennen bringt. Die Steiermärker und Kärntner haben ein ähnliches Verfahren; sie nennen es Reifbrennen oder Reifheizen. Am verbreitetsten ist die Sitte des Reifheizens aber im Pinzgau. Sie besteht dort seit Jahrhunderten mit eigenen Vorschriften und Gesetzen für die Dawidhandelnden. Der Aufruf zum Reifheizen wird „rottenweise“, das ist nach Ortschaften, angesagt, und um zehn Uhr Nachts von allen Thürmen durch ein förmliches Sturmläuten das Brandzeichen gegeben. Wer mit diesem Brauche nicht bekannt ist, glaubt inmitten eines Volksaufstandes zu sein. Sofort eilt jeder Hausbesitzer und Bauer auf die Felder und macht in richtiger Entfernung vom Gehöfte aus dem mitgenommenen Holze Feuer an; dieses wird mit altem Klaub- und Zaunholz, mit „Voschach“ (Reifig), faulen Holzspänen, kurz mit Allem, was Rauch macht, theils unterhalten, theils gedämpft. Bald umhüllt das Thal eine einzige Rauchdecke wie ein schirmender Mantel.

Am meisten gefürchtet ist vom Volke der nach Mitternacht fallende kühle Thau, der sich in kleinen Eiszäpfchen an die Halme und Blüthen hängt. Wenn es anfangs Mai „himmligt“ (wetterleuchtet), macht man sich auf schlimmen Reif und Frost gefaßt. Sind aber einmal die Tage der drei Gismänner überstanden, dann ist auch die Besorgniß des Landmanns vorüber. „Vor Servaz kein Sommer, nach Bonifaz kein Frost“, sagt die Bauernregel. Leider ist dies Sprichwort nicht immer verläßlich, und der Volksmund läßt nicht umsonst jeden der drei Gismänner noch einen Sohn und einen Enkel haben, was so viel heißt, daß erst nach weiteren sechs Tagen der gefährliche Termin zu Ende sei.

Alte Chroniken wissen Haarsträubendes von den drei „gestrengen Herren“ zu berichten. Anno 892 und 1118 walteten sie in grausamer Weise in Frankreich ihres Amtes, 1353 hausten sie Mitte Mai in Polen und Schlesien und brachten Schnee, der eine Woche hindurch liegen blieb. Am 10. Mai 1459 brach ein Schneesturm in Beaunsweg die Aeste von den Bäumen und vernichtete die Saaten, ja im Mai 1705 verzeichnete Berlin einen Schneefall, welcher die schöne Lindenallee auf der Neustadt dergestalt zurichtete, daß ganze Wagen voll Astwerk hinweggeführt werden mußten. Noch wilder trieb es 1703 der hl. Pancratius in Württemberg, denn an seinem Tage (12. Mai) hatten im ganze Bereiche der schwäbischen Alb die Bäumen Eiszapfen.

Für diese weitverbreitete Erscheinung der Kälterückfälle im Mai sind vielfach Erklärungen gesucht worden, in neuerer Zeit von Dr. v. Webber-Hamburg, von Dr. Kfmann-Magdeburg und von Professor v. Bezold-München. Es wurde auf statistischem Wege der Nachweis geliefert, daß Vorbedingungen zu einer plötzlichen Ab-

kühlung für die ganze Dauer des Frühjahrs vorhanden sind, daß aber in der That die Tage vom 10. bis 13. Mai (Mamertus, Pancratius, Servatius und Bonifazius) besonders häufig sehr kühles Wetter bringen, von welchen die drei ersten Tage für Norddeutschland, die drei letzteren für den Süden gelten. Die Ursache der Maitälte sucht man wie folgt zu erklären: Die Sonnenstrahlen erwärmen im Frühjahr bei südlichen Winden den Kontinent Europa's, während die Luft über dem nördlichen Theile des Atlantischen Oceans noch geringe Temperatur besitzt. Die warme Luft ist aber leichter als die kalte Luft, steigt daher empor und fließt in die Höhe ab, während als Ersatz die kalte Meeresluft, der West- und Nordwest-Wind in den luftverdünnten Raum über dem Kontinente eindringt. Das Emporsteigen feuchter Luft ist die Ursache von Regenfällen, weil die Feuchtigkeit sich in der Höhe als Wolke ausscheidet. Die Wolkenbildung ist mit Gewittererscheinungen verbunden, wenn die aufsteigende Luft sehr feucht und warm ist. Eine solche Auflockerung der Atmosphäre nennt man Depression (Gebiet geringeren Luftdruckes, niedrigen Barometerstandes). Dem Inneren derselben strömt Luft von außen zu, welche Bewegung wir als Wind bezeichnen. Der Wind verfolgt, insofern der Drehung der Erde um ihre Achse, keine geraden Bahnen, sondern beschreibt Bogenlinien, wodurch ein großer Luftwirbel entsteht, dessen Centrum die Depression ist. Auf der Westseite einer Depression ist stets Nordwestwind, auf der Südseite Südwest-, auf der Ostseite Südost- und auf der Nordseite Nordostwind.

Die Witterung ist also von den Temperaturgegensätzen abhängig und von dem Umstande, ob die warme Luft emporstiegen wird oder nicht. Letzteres ist vornehmlich am Zuge der oberen Wolken vorherzusehen, da dem Aufsteigen von Luft über einer großen Länderfläche ein Auseinanderquellen der Atmosphäre in der Höhe vorausgeht. Die Luftbewegung in die Höhe ist aber ausschließlich am Zuge der oberen Wolken zu erkennen. Unter allen Winden sind die nördlichen Winde am geeignetsten, in unseren Gegenden eine Erniedrigung der Temperatur, insbesondere bei Abwesenheit der Sonnenstrahlung, hervorzubringen, denn, aus kälteren Gegenden entkommend, führen sie uns meist kältere Luftmassen zu; sie sind in der Regel von trockener und klarer Witterung begleitet, welche in der Nacht eine starke Ausstrahlung der Erdoberfläche und der darauf befindlichen Pflanzen gestattet. Auf diesen Umstand weist Dove ausdrücklich hin und bemerkt, daß in Europa, im Gegensatz zu den amerikanischen Verhältnissen, in den Frühlingmonaten der Wechsel der „Polar- und Äquatorialströme“ eintritt, „so daß also, wenn Polarströme im Winter über Amerika lange Zeit dem Äquator zugeflossen sind, während Äquatorialströme über Europa hin dem Pole zuströmen, die kalte Luft jener in die warme dieser eindringen muß, daher ein Nachwinter folgt, indem der als Nordwest einfallende kalte Strom, den Südwest verdrängend, eine schnelle Drehung nach Nordost beschreibt, wo dann der südliche Strom durchbrochen wird und auf die Westseite des Polarstromes zu liegen kommt.“

Von diesen Anschauungen ausgehend, kam Dove zu dem freilich verfehlten Schlusse, daß die gestrengen Herren „geborene Amerikaner“ seien. Nach dem barischen Gesetze ist die Windrichtung abhängig von der Luftdruckvertheilung, und es liegt somit die Schlußfolgerung sehr nahe, daß die Kälterückfälle sich auch in der Luftdruckvertheilung ausdrücken müssen. Schon wiederholt wurde in einzelnen Fällen auf diesen ursächlichen Zusammenhang hingewiesen, allein

allgemein zuerst den Nachweis für das Zustandekommen der Kälterückfälle aus der Druckvertheilung gegeben zu haben, ist jedenfalls das Verdienst Ahmann's. Aus dem Vergleiche der Mittelwerthe aus den Barometer- und Thermometerständen für 8 Uhr Morgens (1877 bis 1881) wurde der angeführte Zusammenhang erkannt. Aus den hierüber geführten Zusammenstellungen ergibt sich nach Ahmann, „daß das Phänomen in den in Betracht fallenden Jahren nahezu konstant zu derselben Zeit eintritt, jedoch schon früher, am 8. Mai, beginnt und am 12. beendet ist. Der Kälterückschlag tritt zuerst in Skandinavien ein, verbreitet sich dann zunächst in südlicher, dann südwestlicher Richtung über Centralearopa. Seine größte Ausdehnung erreicht der kalte Luftstrom zuerst am 10. Mai, wo er bis zum mittleren Frankreich vordringt, weicht vom 11. an zuerst langsam, dann schnell zurück und ist am 13. bis auf die russischen Ostseeprovinzen zurückgedrängt.“

„Es leuchtet ohne Weiteres wohl ein,“ bemerkt Ahmann ferner zur Erklärung des Phänomens, „daß die Eigenthümlichkeit des Wassers, die größte Menge von Wärme zu seiner Erwärmung zu gebrauchen, zu solchen Zeiten, in welchen das Land schon höher temperirt ist, über letzterem eine Auflockerung, über ersterem eine Anhäufung von Luft zur Folge haben muß. Da nun aber die Auflockerung gleichbedeutend ist mit leichterem Gewicht, die Anhäufung aber mit Vermehrung des Gewichtes, so wird zu dieser Zeit des beginnenden Ueberwiegens der Sonnenstrahlung über die nächtliche Ausstrahlung der Differenz zwischen schwerer kalter Meeresluft und leichter warmer Landluft die denkbar größte sein müssen; dieselbe wird im Winter die umgekehrte sein, im ersten Frühjahr fast ganz verschwinden, im weiteren Verlaufe des Frühjahres zum Sommer zu aber vermöge der fortschreitenden Erwärmung auch des Meeres immer geringer werden müssen. Die Bedingungen für das Auftreten eines Gebietes hohen Luftdruckes sind also zu jener Zeit ein für allemal gegeben, wenn auch nicht in ganz unwandelbare Lage zusammengedrängt.“

Bezold faßt die aus seinen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse mit folgenden Worten zusammen: „Wenn im Frühjahr die Erwärmung unseres Erdtheiles von Süden her beginnt und damit Meere und Kontinente sowohl hinsichtlich der Wärmeverhältnisse als auch hinsichtlich der Luftdruckvertheilung ihre Rollen tauschen, dann spielt die Balkaninsel mit dem im Norden derselben zwischen Adria und Schwarzem Meere liegenden Hinterlande bis zu den Karpathen die Rolle eines kleinen vorgeschobenen Kontinentes. Dem entsprechend geht die Erwärmung daselbst und zwar vor Allem in der hierfür besonders geeigneten ungarischen Tiefebene sehr rasch von statten; es entwickelt sich dort ein Gebiet verhältnißmäßig großer positiver thermischer Anomalie und mithin auch relativ niedrigen Barometerstandes, d. h. es wird Entstehung sowohl, als Eindringen von Depressionen in diesem Gebiete besonders begünstigt. Dies hat aber in Verbindung mit dem im Westen Europa's herrschenden und um diese Zeit nordwärts stets an Ausdehnung gewinnenden hohen Luftdrucke in Deutschland nördliche Winde zur unmittelbaren Folge und damit den Kälterückfall.“

Bezold nennt die „gestrengen Herren“ daher „geborene Ungarn“; berücksichtigen wir indessen, daß bei der gegebenen Druckvertheilung der kalte Luftstrom in Schweden entsteht und sich von dort aus nach Centralearopa ergießt, so könnte man dieselben auch „geborene Schweden“ nennen.

Ueber die Herkunft der drei Eisheiligen wollen wir uns übrigens nicht streiten: mögen

sie geboren sein, wo sie wollen, sicher ist, daß sie „nicht von schlechten Eltern“ sind, sondern sich fast ausnahmslos so schneidig benehmen, daß oft die eine Hälfte des Monemonats bei uns an Mäße und Kälte mit dem November zu weiteifern pflegt und der Jammer über diese meteorologische Schändlichkeit in jedem Jahre auf's Neue in Deutschland allgemein ist.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Becherthof zu Wien. — In Wien in der heutigen Kumpfgasse steht ein noch aus dem Mittelalter stammendes Haus, der „Becherthof“. Es trägt diese Benennung zur Erinnerung an die edle Kühnheit eines österreichischen Edelmannes. — Es war im Jahre 1575, als Kaiser Maximilian II. kurz vor Beginn des Reichstages zu Augsburg, wo er das Jahr darauf seinen Tod fand, sich in Wien mit seinen Räten über das Wohl des deutschen Reiches besprach. Kamentlich waren es die Nachtheile, welche der russische Kaiser Iwan der Graujame dem deutschen Handel zufügte, welche zur Sorge Anlaß gaben.

Es kam Alles darauf an, Iwan günstig zu stimmen; dies war aber keine leichte Aufgabe, denn Iwan trug seinen Beinamen „der Graujame“ nicht umsonst und war erst vor Kurzem nicht davor zurückgeschent, den polnischen Gesandten ohne Weiteres niederzuschlagen.

Es war also kaum zu erwarten, daß Jemand sich freiwillig finden werde, die gefährvolle Mission auf sich zu nehmen. Einer nach dem Andern zog sich unter dem forschenden Blick des Kaisers schein zurück, so daß einer der Hofherren, der bisher im Hintergrunde gestanden, sich plötzlich ganz allein vor dem Kaiser stehend fand. Es war dies der Freiherr Hanns v. Cobenzl, der seinem Lande schon wiederholt als Gesandter wichtige Dienste geleistet hatte. Sogleich wandte sich der Kaiser mit der Frage an ihn: „Also Ihr, Freiherr, wollet nach Moskau ziehen?“ Der Angeredete verneigte sich schweigend.

„Gut,“ fuhr der Kaiser fort, „so reiset mit Gott und vertretet Euer Vaterland muthig und kräftig.“ „Das will ich wohl thun, gnädigster Herr und Kaiser,“ erwiderte Cobenzl entschlossen und verließ die Versammlung, um seine Reise schon am nächsten Morgen anzutreten. Ohne Unfall kam er in Moskau an. Bedeckten Hauptes, wie er als Stellvertreter des Kaisers berechtigt war, trat er vor Iwan hin und trug ihm die Beschwerden und Wünsche des deutschen Reichsoberhauptes vor.

„Du elender Hund,“ schrie ihn Iwan an, der gewohnt war, seine Unterthanen in kriechender Unterwürfigkeit vor sich zu sehen, „weißt Du nicht, daß ich vor wenig Wochen den polnischen Gesandten, der sich wie Du die Frechheit erlaubte, mit dem Tode auf dem Kopfe vor mich hinzutreten, mit dem Tode bestrafte?“

„Für's Erste,“ erwiderte Cobenzl vollkommen ruhig, „bin ich kein Hund, sondern ein Edelmann und Abgesandter des mächtigen römisch-deutschen Kaisers Maximilian II., und da Ihr annehmen müßt, daß mein gnädigster Herr durch mich selbst zu Euch spricht, so werde ich den Hut nicht abnehmen, so lange Ihr nicht das Gleiche thut. Was aber den Polen anbetrifft, so kenne ich kein Schicksal wohl, verachte ihn aber um seiner Feigheit willen. Der Mann muß kein Schwert an der Seite getragen haben, wie ich.“ Während er bei diesen Worten kräftig an seine Säbelschneide schlug, vollendete er seine Rede mit einer Gewandtheit und Kaltblütigkeit, die einen ungewohnten Eindruck auf den gewaltthätigen Zaren machten. Nicht nur, daß er ihn kein Leid that, so ehnte er ihn von diesem Tage an seine Gunst in so hohem Maße, daß seine Höflinge es mit schlecht verhehltem Neide sahen.

An einem schönen Sommerabende ging der Freiherr im Garten des Kremls, dieses berühmten Palastes der russischen Zaren, spazieren, als ein aus einem abgelegenen Pavillon herдорichallendes heftiges Gespräch ihn aus seinem Sinnen auffahren machte. Unwillkürlich näher tretend, vernahm er, daß „ehre der angesehensten Höflinge, darunter der Kanzler und der Mundschent des Zaren, einen Anschlag gegen das Leben ihres Herrn und dessen Sohn Fedor Zwanoowitsch berieten. Der Kanzler händigte sogleich dem Mundschent ein Fläschchen ein, dessen Inhalt er in den Trinkbecher des Kaisers schütten sollte. „Die

Wirkung wird eine plötzliche sein," sagte er hinzu, "und da die fremden Gesandten bei Tische speisen, wird diese der Verdacht der Vergiftung treffen."

Cobenzl entfernte sich vorsichtig. Am nächsten Tage wurde große Tafel bei Hofe gehalten. Zwan saß mit seinem Sohne obenan, nach ihm die Gesandten der fremden Mächte und die Großen des moskowitzischen Reiches. Man aß die seltensten Gerichte aus goldenen und silbernen Geschirren und trank aus mit Edelsteinen geschmückten Pokalen die kostbarsten Weine. Für den Kaiser war ein besonders prächtiger Pokal bestimmt, der nur bei großen Festlichkeiten gebraucht wurde. In dem Augenblicke aber, in dem der Zar diesen Becher, den der Mundschent ihm selbst vollgezogen, an die Lippen setzen wollte, rief Cobenzl ihm denselben zum maßlosen Erstaunen der ganzen Tischgesellschaft vom Munde weg. "Trinke nicht, Zar," rief er, "es ist Gift in dem Becher!"

Sofort ließ Zwan seinen flammenden Blick über die Reihen seiner Hofslinge fliegen. Cobenzl deutete auf den Mundschent, den der Zar sofort zwang, den für ihn bestimmten Gisttrank zu leeren; der Schurke sank sofort todt zu Boden. Die Dankbarkeit Zwan's gegen Cobenzl kannte jetzt keine Grenzen. Er bewilligte ihm alle Vortheile, die das deutsche Reich beanspruchte, und schenkte ihm nebst anderen Kostbarkeiten den Becher, der ihm den Tod hatte bringen sollen.

Als der Freiherr in seine Heimath zurückkehrte, ward er von den Wienern jubelnd empfangen und von dem Kaiser in jeder Weise ausgezeichnet. Den Becher nahmen die Freiherrn v. Cobenzl später in ihr Wappen auf, das Haus, in dem sie wohnten, erhielt die Bezeichnung "Becherhof" und heißt noch heute so zum Andenken an die edle That des hochherzigen Gesandten. [H. St.—I.]

Die merkwürdigste Schlacht, die unter der Regierung Friedrich's des Großen und zwar ohne dessen Wissen und Willen geschlagen wurde, ist die Schlacht bei Altena in Westfalen. Von diesem Kampfe melden nur wenige Geschichtsbücher, und doch ist derselbe so eigenartig und denkwürdig, daß es sich lohnt, denselben wieder in der Erinnerung aufzufriehen.

Dem bekannten Fabrikbezirk der Grafschaft Mark war von den preussischen Landesfürsten die Militärfreiheit zugebilligt und diese auch von Friedrich dem Großen bestätigt worden. Man ging dabei wohl von der Ansicht aus, daß die Tausende von Eisenarbeitern in der westfälischen Mark dem Vaterlande nicht minder dienen, als in Reihe und Glied in der Armee. Und doch haben diese wackeren Märker im siebenjährigen Kriege bewiesen, daß unter ihren Ritzen patriotische Herzen schlugen; denn als es um den König in Schlesien bedenklich stand, ließen sie die Hämmer und Schürreisen ruhen und eilten freiwillig zu den Fahnen, und erst nach geschlossenem Frieden kehrten sie zu ihren friedlichen Beschäftigungen in die Heimath zurück, gewiß in dem berechtigten Glauben, fürder von jeglichem Militärdienst befreit zu bleiben.

Diese Rechnung hatten sie jedoch ohne den General v. Wolffersdorf gemacht, der damals das Kommando in der Provinz Westfalen führte. Diesen gelüftete es, die großen, starken Gesellen dem ersten Gliede seines Leibregimentes in Hamm einzuwerben, denn die riesenhaften Burichen waren nach seiner Meinung nur dazu gewachsen, um sein Regiment zu zieren. Eines Tages beschloß er denn, einen Gewaltstreich auszuführen. Mit zwei Bataillonen zog er über Neuenrade auf Altena zu, das am Fuße des Wicksberges liegt. Die Altenaer aber hatten von dem beabsichtigten Gewaltstreich des Generals Wind bekommen und trafen ihre Anstalten, dieser militärischen Willkür gebührend zu begegnen.

Der General rückte vom Wicksberg herab auf das Städtchen los, doch wie erjaunte er, als seine Soldaten an den ersten Häusern von dichtgeschlossenen Reihen der mit glühenden Eisenstangen, gewaltigen Hämmern und Schürreisen bewaffneten Arbeitern empfangen wurden.

Einen solchen verzweifelten Widerstand hatte der General nicht erwartet. Er schämte vor Wuth, als er einsah, daß er hier den Kürzeren ziehen würde; aber dennoch kämpfte er zwei Stunden lang und erst als mancher Soldat todt am Boden lag und viele derselben mit gefährlichen Brandwunden bedeckt waren, gab er den Befehl zum

der darauf folgende Kabinettsordre an den General erließ:

"Mein lieber Generallieutenant v. Wolffersdorf! Es ist offiziell angezeigt worden, welche Disturbationen Ihr in Altena in der Grafschaft Mark gemacht habt. In Erwägung Eurer sonstigen meriten will ich diese mauvaise Geschichte für dies Mal pardonniren, werde Euch aber nach Spandau schicken, wenn Ihr so eine ähnliche Abnormität Euch nochmals solltet zu Schulden kommen lassen. Sans-Souci, 11. August 1770. Friedrich" [C. L.]



Indische Perlfischerbarken.

Indische Perlfischerbarken.

(Mit Abbildung.)

Die bedeutendsten Perlfischerien finden sich gegenwärtig an den Küsten des persischen Meerbusens, um Ceylon, Java, Sumatra, Japan, sowie an den Küsten von Mexiko in beiden Ozeanen. Unsere Abbildung zeigt zwei indische Perlfischerbarken, wie sie die Bantianen oder indischen Kaufleute auszurüsten pflegen. Von der Bemannung bekommt Keiner einen bestimmten Lohn, sondern Alle haben Antheil am Gewinn. Jede Mannschafft ist in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine im Boote bleibt, um die andere nach dem Tauchen wieder emporzuziehen. Jeder Taucher bleibt durchschnittlich 40 Sekunden unten, zert dann an der Leine und wird rasch emporgezogen. Er hält sich oben an der Seite des Bootes fest, um etwa drei Minuten lang Athem zu schöpfen und sich dann wieder hinabzustürzen. Die geschicktesten indischen Taucher fördern oft 1000 bis 2000

Rückzuge. Diesen Rückzug begleitete das Jubelgeschrei der Altenaer Eisenarbeiter, die am Sonntage darauf ein großes Siegesdankfest in der Kirche hielten.

Dieser Gewaltstreich des Generals und die heroische Vertheidigung der Altenaer erregte im ganzen Lande das größte Aufsehen. Der Magistrat und die Bürger der Stadt berichteten den Vorgang dem König,

Perlenmuscheln an einem Tage herauf, indem sie 40- bis 50mal tauchen. Solchen Perlfischerbarken, wie den auf unserer Illustration dargestellten, begegnet man ebenso häufig im persischen Golf, wie an der Westküste Ceylons und des gegenüber liegenden Festlandes. Es gibt aber auch noch größere Boote; in den größten steigt die Bemannung bis zu 40 Köpfen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 18:

Das Gefühl der Verlassenheit fährt den Menschen wieder zu Gott zurück.

Sprichwort-Räthsel.

An Stelle der Striche ist je ein Wort zu setzen. Wichtig gefunden ergeben diese alsdann ein Sprichwort:

„Ich spüre —“ sprach ich, „Freund, Nacht in ein Wirthshaus vorderhand; Sag, welches — denn in — Stadt hier als das — Dir bekannt?“

[Oskar Leede.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Sononym.

It's Zeitwort, muß ich's unbedingt, Wenn ich Gewinn erhebe;

Als Hauptwort schaff' ich's gleich mir an, Wenn ich als Rentner lebe!

[Emil Noet.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Silben-Räthfels in Nr. 18: 1) Gidehse, 2) Seni, 3) Belgien, 4) Nosa, 5) Schneumon, 6) Nimrod, 7) Gazelle, 8) Trapper, 9) Dattelpalme, 10) Jasvis, 11) Gbing, 12) Zange, 13) Gnos, 14) Zimmortelle, 15) Troß (Es bringt die Zeit ein anderes Geßel).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostpreussischen Zeitung. Romanbit-Gesellschaft auf Aktien. Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlank Nachfolger) in Stuttgart.